

Der Dichter auf der Nadel

– Ein Porträt des vergessenen Expressionisten Walter Rheiner. –

Als Walter Rheiner im Juli 1914 zum ersten Mal in die Weltstadt Berlin kommt, ahnt er noch nicht, was ihn am Ende dort erwartet. Den Verlockungen alles Neuen und Unerprobten arglos aufgetan, zieht Metropolis den Neunzehnjährigen wie mit dem Nana-Lächeln einer morbiden Schönheit in ihren Bann. Leichtlebig fährt er mit auf dem Karussell der schnellen Reize und frivolen Amüsemments. Er schwärmt durch die Nächte und sitzt am Tage im *Café des Westens*, jener nikotingeschwängerten Karawanserei des Geistes, in der Belletristen und Zechpreller, Kaputtniks und Berühmtheiten ein- und ausgehen. Hier verkehren Else Lasker-Schüler und Doktor Benn, der Wirklichkeitszertrümmerer, die Maler Max Oppenheimer und Otto Dix, Franz Pfemfert, Herausgeber der *Aktion*, und *Sturmläufer* Herwarth Walden; im Gefolge des *Clubgründers* Kurt Hiller kommen Jakob van Hoddis, Ernst Blass und Alfred Lichtenstein; die Streithähne in der Feuilleton-Arena, Karl Kraus und Alfred Kerr, zählen ebenso zur intellektuellen Landschaft wie der Philosoph Salomon Friedländer und der literarische Steilwandfahrer John Höxter.

Juli 1914, das sind die chauvinistisch aufgeheizten Tage vor den Schüssen von Sarajewo, die das europäische Pulverfaß zum Explodieren bringen werden. Den jungen Poeten Walter Rheiner, eigentlich zur Musterung nach Berlin bestellt, zieht es aber nicht in das mit fanatischem Hurrageschrei begrüßte Blutspektakel, sondern zur Kunst.

Im Expressionistenzirkel um Johannes R. Becher findet er Gleichgesinnte, zornig opponierende Söhne, die den heraufziehenden Krieg ihrer Väter verachten und sich dem Militärdienst durch Einnahme von Drogen zu entziehen versuchen. Für Rheiner ein verhängnisvoller Einfall; denn die Kräfte des Kokainrausches betören ihn bald ebenso wie das nervöse Fluidum der Großstadt. Es beginnt der ekstatische, der langsame, der qualvolle Abstieg durch die flüchtigen Paradiese. Dem Dichter gibt die Droge viel geniale Schübe und schöpferische Höhenflüge –, dem Menschen Walter Rheiner nimmt sie alles, zuletzt seine umgekippte Existenz...

Verzückte Qual

Am 18. März 1895 als Sohn eines Kaufmanns in Köln geboren, wächst Rheiner in katholisch-bürgerlichen Verhältnissen auf, absolviert die Oberrealschule und geht, nach dem frühen Tod des Vaters, in die kaufmännische Lehre. Als er 1911 mit dem Schreiben anfängt, stößt er seinen Familiennamen Schnorrenberg ab und nennt sich (in Anspielung auf seine rheinische Herkunft?) Walter Rheiner.

Kaum zufällig, daß die ersten literarischen Versuche mit dem Eintritt ins Berufsleben zusammenfallen. So bleibt dem vorzeitig zum Gelderwerb Gezwungenen von jetzt an nur der verdichtete Schrei aus einer durch Bilanzen und Buchführung abgesteckten Lebensenge, die der Sechzehnjährige als das Gitterwerk einer unfaßbaren, ihm übelwollenden Welt erfährt. (Noch in Köln, schreibt er das für seinen Werdegang so bezeichnend titulierte Gedicht „Kreuzigung“, das mit den Zeilen schließt:

*Mich wirft die irre Brandung ans Portal
des hohen Domes; gekreuzigt, ungestillt
der wehe Durst, aus dem mein Innres brüllt –:
Mir Flammen, Fluten! Mir verzückte Qual!*

Dem inneren Aufruhr, seiner Sehnsucht nach dem „Leben“, folgen rastlose Wanderjahre, die Rheiner zunächst nach Lüttich führen, wo er im Waffenexportgeschäft eines Onkels die kaufmännische Ausbildung fortsetzt. Bald darauf findet er Anstellung bei einer Getreidefirma in Paris. Als Korrespondent arbeitet er tagsüber im Kontor, und nachts, inspiriert vom Flair der „Stadt im Spiegel“ (Benjamin), wirft er Poeme und Prosaminiaturen aufs Papier. Nach kurzem Aufenthalt in London schließlich Berlin – die Potemkinschen Millionendörfer lassen aus Walter Schnorrenberg Walter Rheiner werden...

Trotz vorgetäuschter Drogensucht erfolgt noch im Dezember 1914 Rheiners Einberufung. Auf die tödliche Raserei, die er an der Ostfront erlebt, reagiert der überzeugte Pazifist mit probatem Mittel: Er jagt sich das weiße Gift so lange in die Venen, bis man ihn zur Entziehungskur zurück nach Köln schickt. Als sein Name wenig später mit einer Berliner Morphiumhändlerin in Verbindung gebracht wird, landet er im Garnisonsgefängnis von Küstrin, um bald darauf wegen Dienstuntauglichkeit aus der Armee entlassen zu werden. Jener Pusherin indessen, Marga Graeber mit Namen, widmet er die „Freundin“ überschriebenen Verse:

*Du Erde! Schoß, in den wir alle stürzen,
zerfetzter Wald wir um die Städte kreisend.
Mit Stirn-Kuß labst du uns und sanften Würzen...*

Heillos fallen

Im Frühsommer 1917 siedelt Rheiner von Köln nach Berlin über, um sich ganz auf seine schriftstellerische Arbeit zu konzentrieren. Während des Krieges waren bereits etliche Gedichte in renommierten Zeitschriften wie *Die Aktion* und *Die weißen Blätter* erschienen. Gedichte, mit denen er sich seine traumatischen Erlebnisse so verzweifelt wie vergeblich von der Seele zu schreiben suchte. Unter dem selbstredenden Titel *Das schmerzliche Meer* ediert sie der *Dresdner Verlag* von 1917 an dann zusammengefaßt. „Bruder Mensch“-Pathos und die Sehnsucht nach Frieden wechseln in diesen Gedichten mit einer elegisch-klagenden, in ihrer Tonart zuweilen an Trakl erinnernden Verdüsterung, die ihren Ausdruck in prägnanter Metaphorik findet:

*Europa bricht, von schwerem Aussatz angefallen,
entzwei und stürzt mit Schreien in das Meer.
Die Erde zitternd saust aus ihrer Bahn;
sie nähert sich der Sonnen-Heimat schnell.*

*Wir Tier mit Hänge-Augen, Greifer-Zähnen,
wir Mörder brachen ein mit Blut-Geruch.
Wir fallen heillos durch der Zeiten Feuer: –
Gib Kühlung neuer Stern, und Heimat-Menschen
(„De profundis“).*

Noch im selben Jahr, 1918, legt Rheiner zwei weitere Lyrikbände vor: *Das tönende Herz* und *Insel der Seligen*. Aufsehen jedoch erregt die autobiographisch gefärbte Fixer-Novelle „Kokain“. Wie mit dem halluzinierenden Auge einer Kamera folgt der Autor seinem Alter ego Tobias durch das Dickicht der Berliner Subkultur, in lärmende Cafés, über Plätze, ins Gebüsch der Parkanlagen, zum Dealer, aufs Bahnhofsklo, durch Straßen und in jämmerliche Mansarden.

Was war das für ein Leben? Ein Aasleben! O du verhaßtgeliebtes Gift, Kokain...

Rheiner weiß, wovon er schreibt. Er kennt sie schon, die stechende Gier nach dem nächsten, schmerzlindernden Schuß, die Schreckvisionen und Verfolgungsängste seines Helden, seine Flashes und rasanten Delirien. Er kennt „das Aufstehen morgens um zehn oder elf Uhr, manchmal auch mittags; dies Aufstehen mit dem tiefen Ekel vor seinem Zimmer, vor seinen Büchern, seinen Kleidern, seiner eigenen Person...“ Aber kennt auch – und sollte man das bedauern? – jenes erregende Gefühl von Drüber und Hinweg:

Strahlend betrat er das Café und lächelte den jungen Frauen, rümpfte die Nase über die eleganten Kavaliere. Ein Wink von ihm, und er würde, Ikarus, dem göttlichen Jüngling gleich, lächelnd an die Decke schweben, singend über den Baldachin des Vorgartens gleiten und auf zu den knisternden Sternen kreisen.

Psyche der Epoche

Rheiner führt das Bohèmedasein eines Vagabunden, logiert in billigen Hotels und Pensionen und wechselt, das Tageslicht scheuend, zum Nachmittag in die Kaffeehäuser. Erst gegen Abend bringt der Kick einer Ampulle seine Produktivität auf Touren. „Potente Gehirne“, wußte Gottfried Benn, „stärken sich nicht durch Milch, sondern durch Alkaloide.“ Derart – oft bis tief in die Nacht – bei kreativer Laune gehalten und den Alltagsorgen enthoben, schreibt Rheiner wie ein Besessener und verausgabt sich emhatisch.

In nur zwei Jahren, zwischen 1917 und 1919, publiziert er vier Gedichtbände, die lyrische Szene *Der brünstige Musikant* sowie sein Schlüsselwerk *Kokain*. Er arbeitet für zahlreiche, meist expressionistische Zeitschriften, liefert Prosaskizzen, Artikel, Aufsätze, Rezensionen und avanciert zum Stern am literarischen Himmel über Berlin, ein Stern indes, der nur im Fallen glüht. Denn der „Wanderer zwischen zwei Welten“, wie er sich selbst nennt, holt sich seine fiebrig-grellen Visionen, seine bizarr-implodierenden Bilder aus einem intravenös gespritzten Universum, das seinen Kosmonauten mehr und mehr in die Umlaufbahn der Selbstzerstörung zwingt.

Und dennoch oder vielleicht gerade deswegen: Rheiners Dichtungen spiegeln die Psyche seiner Epoche, die entfesselten Urängste in einer modernen Welt der Massen und Maschinen.

Erster Weltkrieg und Großstadt – um diese Motivkomplexe kreist das poetische Werk dieses Außenseiters, ein Werk, das bei aller Individualität die Attribute jener Bewegung aufweist, der Kurt Pinthus die Definition gab: „Expressionistisch – weil ganz Eruption, Explosion, Intensität.“ Rheiner selbst notiert im Vorwort seines Sammelbandes *Der bunte Tag* (1919), als Künstler habe sein „Weg vom naiven, unbeholfenen, naturalistisch-impressionistischen Gedicht zur bewußt sprachrevolutionären radikal expressionistischen Symphonie“ geführt, allerdings „bei unerschütterlich gleicher Grundhaltung“.

Diese „Grundhaltung“ ist im wesentlichen die eines verzweifelten Idealisten, nicht die des politisch Ambitionierten; „denn wie Sie wissen“, schreibt er am 12. Januar 1918 dem Dichterkollegen Rudolf Adrian Dietrich, „stand und stehe ich zum ganzen Aktivismus sehr sehr skeptisch und vor allem stehe ich der ‚aktivistischen Kunst‘ ganz ablehnend gegenüber.“ Rheiners künstlerische Tätigkeit bleibt, mit Novalis gesagt, „die Fähigkeit zu empfangen“, hemmungslos sich auszusetzen dem Chaos der Zeit, der schrillen Hektik des Großstadtlebens, seinen Abgründen, Gefährdungen und verwirrenden Kontrasten. „Die Voraussetzung zum Dichter ist der Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist.“ Nur wer den „Sprung in das Chaos“ wagt und der „restlosen, unbedingten Hingabe“ fähig ist, so Rheiner, dem mag es gelingen, in Erfahrungsbereiche vorzudringen, die dem Geschriebenen erst Authentizität und Strahlkraft verleihen.

Das Desaster

Bei einem Besuch in Köln hatte Rheiner Amalie Friederike Olle, die Tochter eines Tischlermeisters, kennengelernt. Die Ehe mit ihr gibt ihm vorübergehend Halt, „Heimat“ sogar, und beflügelt sein Schaffen. Aber trotz vielfältiger Publikationstätigkeit kann der „düstere Dichter“ vom Schreiben nicht leben. In der Hoffnung auf eine gesicherte Existenz zieht er mit Frau und Kind zum Jahresende 1918 nach Dresden, dem nach Berlin zweitwichtigsten Zentrum des Expressionismus. Kurzfristig übernimmt er die Redaktion der angesehenen Kulturzeitschrift *Menschen*, doch seine Einkünfte reichen kaum aus, um die Familie zu ernähren.

Aus „größter wirtschaftlicher Bedrängnis“ schreibt er Bettelbriefe; Freunde wie der Maler Conrad Felixmüller, der Rheiners Bücher illustriert und ihren Autor oftmals porträtiert hat, oder das Künstlerehepaar Claire und Yvan Goll versuchen durch Geldzuwendungen die schlimmste Not zu lindern. Vergeblich. Ohne Aussicht auf eine feste Anstellung greift Rheiner erneut zur Nadel, spritzt sich Kokain, dann Morphium und steigert den Rhythmus seiner Reisen über die Grenzen des Möglichen. Hilflos in sich selbst verstrickt, geraten nun alle Entwöhnungsversuche zum Desaster.

Ich bin schwer gefangen.

Eisen umdröhnen mich; Mauern hallen.

*Ich bin toter Staub, und ein schnöder Wind
zerbläst mich – hui! – Ich bin nichts und nicht!*

*Ich bin Sehnsucht, Schmerz, der Sterne blödes Kind,
– eine Ahnung nur, ein Traum, ein Gedicht...*

(„Nichts“).

Eine zeitlebens ihm unheimliche, übermächtige Wirklichkeit, die er zu ergründen riskierte und beschreibend sich vom Halse halten konnte, sie fällt nun entsetzlich über ihn her.

Im Mai 1920 bricht die inzwischen vierköpfige Familie auseinander: sein Unheil treibt den stumm gewordenen Dichter zu einer letzten sinnlosen Odyssee durch ganz Deutschland. Wie und wovon er in dieser Zeit (über-)lebt, weiß niemand. Ab Januar 1923 wohnt er, dem seelischen und körperlichen Zusammenbruch nahe, wieder bei der Mutter in Köln, die ihn schließlich entmündigen läßt und seine Einweisung in eine Bonner Heilanstalt erwirkt. Nach seiner Entlassung im April 1925 kehrt Rheiner noch einmal zurück nach Berlin, in die Stadt, die ihn einstmals zum Dichter erweckte und die dem jetzt, obdach- und mittellos, so entmutigt nach Arbeit Suchenden nur noch „erbarmungslos und erbärmlich“ erscheint.

In einem letzten, an die Mutter gerichteten Brief schreibt Rheiner am 3. Juni 1925:

Ich bin fest entschlossen, entweder bis zum 15.VI. Stellung zu finden, die mich ernährt, oder mir selbst die gute Ruhe des Todes zu geben... Wenn ich nach Köln wirklich zurückkommen müßte, dann würde ich mich als tatsächlich geistig irgendwie minderwertig empfinden. Aber ich weiß, daß in erster Linie die heutige menschliche Gesellschaft, in ihrer europäisch-bürgerlichen Form, das wirklich Minderwertige ist.

Sein erlösendes Ithaka findet Walter Rheiner in einer schäbigen Absteige in der Kantstraße. Hier stirbt er, völlig vereinsamt, am Abend des 12. Juni 1925 nach der Injektion einer Überdosis Morphium, gerade 30 Jahre alt und bald vergessen... Gäbe es ein Epitaph für ihn, es müßte der von Paul Verlaine geprägte und Rheiners Gedichtband *Das schmerzliche Meer* vorangestellte Satz sein: „J'ai l'extase et j'ai la terreur d'être choisi.“ - Ich habe die Ekstase und den Schrecken, erwählt zu sein.

Michael Kohtes, die horen, Heft 167, 3. Quartal 1992